

Das Zentralkomitee und die moderne Musik

Autor(en): **Fabian, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1948)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-336007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralische Degradation auf dem Gegenpol, das heißt auf seiten der Klasse, die ihr eigenes Produkt als Kapital produziert.» Dies war eine prophetische Verkündigung. Die folgende Stelle birgt ein ethnisches Postulat: «Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse.»

Einigung, Schulung, Organisierung und Empörung der Opfer des kapitalistischen Entwicklungsprozesses, das sind die Voraussetzungen der sozialistischen Revolution, ohne die die Welt zum Konzentrationslager einer geistig und physisch verkrüppelten Menschheit werden könnte!

WALTER FABIAN

Das Zentralkomitee und die moderne Musik

Vor einigen Monaten erfuhr man von einem «Beschluß» des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, in dem «die Abkehr der Komponisten vom Heute, von den Ansprüchen und dem Geschmack des Volkes» scharf verurteilt wurde. Diese Sentenz gegen die «formalistische, dekadente und volksfremde Musik» fand, wie kaum anders zu erwarten, «in der gesamten Sowjetöffentlichkeit wärmsten Anklang». Um nun auch dem außerhalb der Sowjetunion Lebenden «den Sinn dieser Ereignisse verständlich zu machen», versendet die Presseabteilung der Sowjetgesandtschaft in Bern einen Aufsatz «Warum das Sowjetvolk die formalistische Musik ablehnt» aus der Feder von I. Nestjew, «sowjetrussischem Musikkritiker».

Man hat allen Grund, für diese Information dankbar zu sein, denn sie ist ja eine von kompetenter Stelle gegebene authentische Auslegung eines für uns in der Tat nicht ohne weiteres verständlichen Entscheides. Wir wollen daher zunächst die wesentlichen Stellen des sowjetrussischen Aufsatzes im Wortlaut wiedergeben und erst im Anschluß daran unsere Bedenken und unsern abweichenden Standpunkt zu formulieren suchen.

Stellen wir zunächst fest, wie nach dieser amtlichen Auffassung die «schöpferischen Mißerfolge» vor kurzem noch als schlechthin genial ge-

rühmter Komponisten, wie Schostakowitsch, Prokoffjew, Mjaskowski, Chatschaturjan und anderer, zu erklären sind. Was wird ihnen vorgeworfen? Zunächst: «Falsches, gekünsteltes Neuerertum, leere Originalität, nihilistische Mißachtung der Kulturwerte der Vergangenheit», dann: «Abkehr von den allgemeingültigen großen Ideen, die fähig sind, ein breites demokratisches Publikum zu bewegen». Und was war die Folge, laut unserem sowjetischen Musikkritiker? «Neurotische Übersteigerung und abstoßende Dissonanz» im Dritten Streichquartett von Schostakowitsch, «groteske Uneinheitlichkeit und betonte Inhaltslosigkeit» in der Neunten Sinfonie des gleichen Komponisten, «Rückfälle in grob-naturalistische, expressionistische Extreme» bei Prokoffjew, zum Beispiel in seiner neuesten Sinfonie, «wo Ansätze einer menschlichen, gesunden Lyrik von dröhnenden Mißklängen übertönt werden». Zusammenfassend heißt es über die kritisierten Komponisten und ihre Werke: «In den Vordergrund trat entweder die schreiende Schärfe der Rhythmen oder die ohrenbetäubende Grellheit harmonischer Konstruktionen oder aber unerhört neue Timbremischungen... Die Musik verlor ihre ethische und ästhetische Funktion, an Stelle der Schönheit und Harmonie traten barbarische Dissonanzen, Grobheit, düstere Verkrampfung.»

Machen wir hier einen Augenblick halt, um uns mit diesen schweren Vorwürfen auseinanderzusetzen. Natürlich geht es nicht darum, sie im einzelnen zu entkräften; dazu sind sie erstens viel zu allgemein und viel zu undifferenziert gehalten, zweitens kennen wir außerhalb der Sowjetunion keineswegs all die Kompositionen, auf die sich diese Kritik bezieht. (Was wir zum Beispiel von Schostakowitsch und Prokoffjew kennen, zeigt auf jeden Fall, daß es sich um hochbegabte, aufs ernsteste um die ihnen gemäßen künstlerischen Ausdrucksformen ringende, schöpferische Persönlichkeiten handelt.) Wir wollen an dieser Stelle nur eine Frage aufwerfen, der wir allerdings entscheidende Bedeutung beimessen: Nach welchen Kriterien, nach welchen Maßstäben kann man eigentlich im Werden begriffene, zeitgenössische Musik (oder überhaupt Kunst) beurteilen? In wessen Namen werden solche Verdammungsurteile ausgesprochen?

Auf diese Frage gibt der sowjetische Musikkritiker (und nicht nur er) eine klare, eindeutige Antwort. Für ihn gibt es hier überhaupt keinen Zweifel: «Die Kunst wird im Sowjetlande vor allem danach beurteilt, ob sie wahrhaftig ist, ob sie von einem breiten Publikum verstanden wird und ob sie in den Menschen Gegengefühle und Gedanken auslöst.» Hier werden nun zwei sehr verschiedenartige Maßstäbe gleichgesetzt. Erstes Kriterium: die Kunst soll «wahrhaftig» sein. Das ist ein sehr schöner, wichtiger Grundsatz, dem sicher niemand widersprechen wird. In der Tat, in der Kunst gibt es

nichts Unkünstlerisches als Unwahrhaftigkeit, Verlogenheit. Gerade deshalb lehnen wir ja Kitsch und Süßlichkeit ab. Nur ist dieser Begriff der Wahrhaftigkeit in keiner Weise an bestimmte Kunstformen oder Kunstthemen gebunden; die Vertonung einer Volksmelodie und die treue Befolgung der gepriesenen «Tradition der Klassiker» kann zu einem durchaus verlogenen Machwerk führen, während umgekehrt die kritisierte «dekadente Kompliziertheit und Raffiniertheit in der Linienführung» durchaus der ehrliche, wahrhaftige Ausdruck des vom Künstler Empfundene und Erstrebte sein kann. So einfach, wie man es gern möchte, liegen die Dinge leider nicht, wenn man den (in der Tat eminent wichtigen) Maßstab der Wahrhaftigkeit bei der Beurteilung musikalischer Kunstwerke anlegen will. Dazu wäre noch vieles zu sagen; aber das würde an dieser Stelle zu weit führen.

Doch bei dem Beschluß des ZK der Kommunistischen Partei der Sowjetunion geht es ja viel mehr um das zweite Kriterium: der «Geschmack des Volkes», «das demokratische Massenpublikum, an das sich jeder wirkliche Künstler vor allem wendet», entscheidet über den Wert und damit auch über die Daseinsberechtigung eines Kunstwerkes und eines schaffenden Künstlers. Dieser Gedanke wird in dem zitierten Aufsatz des russischen Musikkritikers unzählige Male unterstrichen: so wird zum Beispiel Schostakowitsch «Abkehr von den allgemeingültigen großen Ideen, die fähig sind, ein breites demokratisches Publikum zu bewegen», zum Vorwurf gemacht, oder: «das Publikum war nach dieser Sinfonie Prokoffjews betäubt und enttäuscht, es war nicht imstande, den geheimen Sinn des überkomplizierten musikalischen Rätsels zu lösen», oder es wird auf die Protestbriefe von Rundfunkhörern «gegen die Sendung schwerverständlicher, mißtönender Musikstücke» und auf den schlechten Besuch von Konzertaufführungen moderner Sinfonien verwiesen (was beides auch in andern Ländern vorkommen soll!).

Hier sind wir nun an dem entscheidenden Punkt angelangt. Ein gewisses Stück können wir den russischen Kritikern auf ihrem Wege folgen: auch wir werden nicht wollen, daß die Kunst ein Privileg von Snobs und andern Leuten sei, die à tout prix etwas Nochniedagewesenes «erleben» möchten; auch wir hegen den Wunsch, daß die Kunst recht viele Menschen anspreche, aufrühre, bereichere und beglücke. So weit können wir folgen; aber nun kommen mehrere Einwände von entscheidener Bedeutung und großer praktischer Tragweite.

Erstens müssen wir uns hüten, den Massengeschmack zu idealisieren. Auch in diesem Punkt dürfen echte Sozialisten und Revolutionäre den Massen nicht schmeicheln, sondern müssen real und nüchtern feststellen, daß der künstlerische Geschmack der Massen seit Jahrhunderten ungeschult blieb

oder in falsche Bahnen gelenkt wurde, daß wir noch kaum in der ersten oder zweiten Generation einer künstlerischen Erziehung des Volkes stehen und daß aus diesen und andern Gründen – die wir hier nicht alle aufzählen können – die Entscheidungen des Massengeschmacks alles andere als unfehlbar sind. Ja, die Masse entscheidet sich aus begreiflichen Gründen viel eher für das Bekannte, oft Gehörte oder oft Gesehene, für das leicht Eingängliche, lieblich Klingende oder an alte Gefühle und Instinkte Anknüpfende. Können wir es wirklich dem «demokratischen Massenpublikum» überlassen, nach seinem jeweiligen Geschmack zu entscheiden, was etwa am Radio gespielt werden soll? Würden dann nicht Schubert, Mozart, gar Frank Martin oder Honegger völlig zum Schweigen verurteilt, zugunsten von Lehár, Johann Strauß, Richard Wagner und vielleicht noch der «Fünften» von Beethoven? Sind wir nicht auch dazu da, den Geschmack *weiterzubilden* und das Verständnis der Massen zu *erweitern* und zu *vertiefen*?

Das führt uns nun zu einem zweiten sehr wichtigen Gesichtspunkt. In der Kunst gibt es, glücklicherweise, keinen Stillstand und keinen Abschluß, sondern immer, solange Menschen künstlerisch schaffen, gibt es Neues und das Suchen nach Neuem. Unser Verständnis aber für dieses Neue ist begrenzt und kann nur ganz langsam und nur mit unserem guten Willen und unserer inneren Bereitschaft entwickelt werden. Daß das russische Publikum eine neue Sinfonie von Prokoffjew nicht verstanden hat, spricht daher weder gegen dieses Publikum noch gegen diese Sinfonie: fast niemand versteht ein neuartiges Kunstwerk, wenn er es zum erstenmal sieht oder hört. Das Wichtige ist nun aber, daß er innerlich bereit sei, es ein zweites und drittes und viertes Mal anzuhören – und daß er Gelegenheit dazu habe! Diese Gelegenheit, sein Werk dem Publikum in genügender Weise bekannt zu machen, wird dem schaffenden Künstler seit jeher in ganz ungenügender Weise geboten, und viele große und nach ihrem Tode weltberühmt gewordene Künstler sind daran zerbrochen und zugrunde gegangen – sehr zum Schaden des «demokratischen Massenpublikums», das dadurch um manches große, einmalige Kunstwerk gebracht wurde. Gerade aus dem Gebiet der Musik ließen sich dafür unzählige Beispiele anführen, denn in bezug auf das Hören ist unser aller Geschmack viel eher konservativ als fortschrittlich und Neuem aufgeschlossen. Das haben Beethoven, Mozart und Schubert genau so bitter zu spüren bekommen wie unsere heutigen Komponisten.

In der Sowjetunion aber wird ihnen nun diese ohnehin geringe Chance vollends genommen, denn mit einem Druck, dessen Stärke uns bekannt ist, werden sie gezwungen, statt frei nach neuen Wegen zu suchen, die alten, ausgetretenen Straßen «der besten Traditionen der klassischen Komponisten»

zu gehen, um, wie Schostakowitsch in seinem Unterwerfungsbekennnis sagt, Werke zu schaffen, «die den Weg zum Herzen des Sowjetvolkes finden, ihm verständlich und lieb sind und organisch verbunden sein werden mit der Volkskunst . . .» Wir fürchten eher, daß Schostakowitsch, in dessen Werken schon vorher eine oft peinliche Mischung von hohem Talent und Banalität, von Revolutionärem und sehr Bekanntem festzustellen war, nun vollends im Banalen und Hergebrachten versinken werde. Die Entwicklung auf andern Gebieten der Sowjetkunst (nicht zufällig empfiehlt der zitierte Aufsatz in der bildenden Kunst «die lebendige Landschaft oder das Genrebild»!) läßt solche Befürchtungen leider viel gerechtfertigter erscheinen als die abschließende Verheißung des Sowjetkritikers: es bestehe «kein Zweifel, daß die kommenden Jahre eine neue Blütezeit der Sowjetmusik bringen werden».

Und doch hätte gerade eine große sozialistische Gemeinschaft die herrliche Möglichkeit, allen Künstlern, die diesen Namen verdienen, ihr Schaffen zu erleichtern und die Chance zu geben, mit ihren Werken die lebenden und die nach uns kommenden Geschlechter reicher und glücklicher zu machen . . .

KARL HEINRICH WEBER

Die Tschechoslowakei im Sommer 1948

Wirtschaftliche Voraussetzungen des Wiederaufbaues

Okkupation und Krieg haben tiefe Wunden in den tschechoslowakischen Wirtschaftskörper geschlagen. Die Deutschen haben diesen rücksichtslos in ihre Kriegswirtschaft eingeordnet und ausgebeutet. Die Rüstungsindustrie wurde ausgebaut, für sie zahlreiche große Betriebe errichtet und die Herstellung von Konsumgütern gedrosselt. Dies brachte eine starke industrielle Umschichtung. Rund eine Million Tschechen wurden für Jahre zu Zwangsarbeiten nach Deutschland verschickt.

Die übernutzten Anlagen durften nur erneuert werden, wenn es wehrwirtschaftlich notwendig war. Reparaturen in Betrieben blieben auf ein Mindestmaß beschränkt. Neubau und Unterhalt von Wohnungen waren verboten. Auch die Landwirtschaft wurde von der Okkupationsmacht ausgeplündert. Der Rindvieh- und der Schweinebestand verminderten sich je um gut einen Drittel. Der Mangel an Dünger, Maschinen und Arbeitskräften erschwerte die Feldbestellung und drückte die Hektarerträge.

Groß waren auch die Kriegsschäden. Die ganze Slowakei und weite Gebiete von Mähren und Schlesien waren Schauplatz heftiger Kriegshandlungen. Wichtige Industrieanlagen wurden von alliierten Fliegern mit Bomben belegt. Die unmittelbaren Kriegsschäden werden auf rund 300 Milliarden Kronen geschätzt (Verrechnungskurs: 100 Kronen = Sfr. 8.50). Die mittelbaren Schäden, welche aus der Einordnung der tschechoslowakischen Volkswirtschaft in die deutsche Kriegswirtschaft entstanden, beziffert man ungefähr gleich hoch.